



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fromme Wünsche in akademischen Angelegenheiten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Reise nach dem Schicksal“ der Vertraute (des älteren französischen Dramas) eine überaus wichtige Rolle. Franzos hat obendrein in schlauer Weise diese letztere Geschichte dem „Realisten“ Tarbescu in den Mund gelegt und so von dem Standpunkte eines ganz bestimmten Charakters aus die Sache dargestellt, die Dissonanz aber hat er dadurch doch nicht verdeckt. Ein künstlerischer Realist ist Franzos keineswegs. Seine Gestalten sowohl wie seine Tadeln sind viel zu sehr konstruiert, sein Geist viel zu spekulativ angelegt, als daß man ihn zu den realistischen, aus der unmittelbar gegenwärtigen Fülle des Lebens schöpfenden Dichtern zählen dürfte.

Innsbruck.

M. Necker.



Fromme Wünsche in akademischen Angelegenheiten.



inverstanden: die Pietät ist eine Tugend, die ihren Besitzer ziert und ehrt. Wiederum einverstanden: sie haben ihre großen Verdienste, unsre Universitäten und Fakultäten; wer wollte das bestreiten, ja wer hielte das noch des Hervorhebens und Betonens für bedürftig? Und zum drittenmale einverstanden: auch die akademische Freiheit und Selbständigkeit hat ihren Wert und gewisse Seiten, nach denen sie berechtigt erscheint. Aber ebenso sicher ist, daß die Gerechtigkeit und Billigkeit gleichermaßen Tugenden sind, welche den Menschen gut zu Gesichte stehen, daß die Pietät nicht an schwachen Augen leiden darf, die nur die hellsten Stellen an ihrem Gegenstande sehen und nicht auch die dunkeln gewahr werden, daß ferner einige Züge in der Physiognomie unsrer Hochschulen, wenn sie beseitigt würden, ihrer Schönheit keineswegs Eintrag thun, vielmehr dieselbe wesentlich erhöhen würden, und daß namentlich die akademische Freiheit und Unabhängigkeit selbst in der beschränkten Gestalt, in der sie aus dem Mittelalter in unsre Zeit hereinragt, ohne Schaden weiter gekürzt werden könnte, da sie Zustände herbeigeführt hat, welche sie in mehr als einer Beziehung als ihr Gegenteil, als Knechtschaft und Abhängigkeit der jüngeren Dozenten von den älteren, vorzüglich von den großen Lichtern, die wie Gebieter in den Fakultäten schalten und verfügen, erscheinen läßt. Wir haben Fakultäten, in denen ein egoistischer Zünftlergeist regiert, Professorenpäpste, welche auf Berufungen und Beförderungen nicht bloß an einer Universität, sondern an mehreren zugleich unerfreulichen, unbilligen und für die Wissenschaft schädlichen Einfluß üben. Wir

haben Akademien, die mehr oder minder vom häßlichsten Cliquentum beherrscht sind. Es hat sich endlich in den letzten Jahrzehnten in den unteren Kreisen unsrer Gelehrtenrepubliken ein Streberwesen ausgebildet, welches in andern Berufskreisen schon anekelnd genug berühren würde, hier aber umsomehr Verdruß und Widerwillen erweckt, als man glauben möchte, Umgang mit so hohen Dingen, wie Wahrheit und Wissen, müsse veredeln, wahrhaftig, ehrlich und vornehm machen.

Diesen Eindruck hinterläßt eine kleine Schrift, welche den Titel Die akademische Karriere der Gegenwart (Leipzig, W. Friedrich) trägt und von einem Anonymus herrührt, der durchweg als Sachkenner erscheint, und der die Erfahrungen, die in seiner Darstellung verarbeitet sind, vorzüglich in Tübingen und andern süddeutschen Universitäten gesammelt hat. Indes könnten die Beobachtungen, die er mitteilt, und die Bilder von Personen und Zuständen, mit denen er seine Beweisführung illustriert, auch in Norddeutschland und nicht bloß in kleinen Universitätsstädten ihre Seitenstücke haben. Denn überall herrscht auch hier dieselbe Einrichtung und derselbe Geist, und andererseits ist es dem Verfasser offenbar nicht darum zu thun, bestimmte Personen an den Pranger zu stellen, sondern darum, auf die allgemeinen Verhältnisse, die Typen der Kunst hinzuweisen und den Wunsch zu erwecken, daß hier Wandel geschafft werde, ne respublica quid detrimenti capiat. Seine Schrift ist mit andern Worten kein Libell, kein Pamphlet, sondern ein wohlbegründeter Mahnruf, daß hier eine Reform nothue, und wir dürfen uns freuen, daß sie rasch eine zweite Auflage erlebt hat, ihr weitere Verbreitung wünschen und, indem wir uns ihren Ausführungen, denen sich noch mancher Beleg einschalten ließe, und an denen man nur zwei oder drei mehr für die gewöhnliche Unterhaltung als für Bücher geeignete Ausdrücke tadeln kann, inhaltlich durchweg anschließen, uns der Hoffnung hingeben, daß ihre Vorschläge zur Abhilfe bei den Regierungen ein geneigtes Ohr finden und zu Thaten anregen werden. Es ist die Wahrheit, die hier einmal gesagt wird, und die Wahrheit thut zuweilen weh; aber vielleicht mehr als in vielen andern Fällen gilt hier der Spruch: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Er gilt nicht nur von den durch veraltete Einrichtungen gedrückten, gehemmtten und auf entfittlichende Wege hingewiesenen jüngeren Dozenten, sondern auch von den bis jetzt unantastbaren Bedrückern und Schädigern, die in dieser Eigenschaft zum Teil weniger schuld an dem gedachten Unwesen sind als jene Einrichtungen.

Der Offizier, der Jurist, der Lehrer an mittleren und unteren Unterrichtsanstalten rückt von selbst nach und nach an die seiner Befähigung entsprechende Stelle empor. Der akademische Dozent bedarf dazu der Gunst einflußreicher Ordinarien. Daher die Menge von Strebern der verschiedensten Gattungen, mit deren Manipulationen uns der Verfasser im ersten Abschnitte bekannt macht. Schon die Habilitirung ist mit Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten verknüpft,

besonders an kleinen Universitäten, wo die Fakultäten, wo die glücklichen Besitzer von Stellen und zahlenden Zuhörern den sich dazu Meldenden in der Regel ganz wie die Meister der alten Kunst von vornherein mit scheelen Augen, als jemand, der ihre Einnahmen schmälern, ihr Licht einmal verdunkeln, ihren Einfluß schwächen kann, betrachten und ihn demgemäß behandeln, wozu unsre Schrift Beispiele anführt, die sehr ergötzlich sein würden, wenn die Beweggründe der Betreffenden nicht gar zu sehr nach dem Brotkorbe und Geldbeutel schmeckten. Hat der Dozent die Habilitation überwunden, bei der von den Ordinarien nur selten die Absicht verfolgt wird, eine streitige wissenschaftliche Frage zu klären, so werden gegen den Wehrlosen andre Liebenswürdigkeiten ins Werk gesetzt, die seine Thätigkeit hemmen. Fast bei jeder Vorlesung, die er halten möchte, tritt ihm ein Ordinarius in den Weg. Der hat über diesen Gegenstand erst vor kurzer Zeit selbst gelesen, der will im nächsten Semester darüber ein Kolleg ankündigen, der kann den gewünschten Hörsaal oder die gewünschte Stunde nicht missen. Man warnt sogar privatim vor der Vorlesung, zuckt die Achseln, erklärt sie für überflüssig und dergleichen. Man giebt über den unwillkommenen Nebenbuhler in Fakultät oder Senat geringschätzig Urtheile ab, die sich, wie der Verfasser mit mehreren Beispielen belegt, später, wenn derselbe seine Thätigkeit einer andern Hochschule widmet, meist nicht bestätigen. Gut ist es, wenn der junge Dozent Vermögen aufzuweisen hat; er wird dann nicht leicht durch viel Besen gefährlich werden und keine pekuniären Anforderungen stellen, die unbequem sind. Ist er unbemittelt, so muß er sich als fleißiger Tänzer und maître de plaisir empfehlen, einer einflussreichen Frau Professorin oder Dekanin den Hof machen oder — das untrüglichsste Mittel zum Weiterkommen — die Tochter eines hochmögenden Professors heiraten. „Gewiß giebt es an den deutschen Hochschulen mehrere Duzend Schwiegersöhne, welche allein durch die Macht des Schwiegervaters Professoren geworden sind oder doch schnellere Karriere gemacht haben, als dies sonst der Fall gewesen wäre.“ Versäumt der Dozent diese Manöver, so wird er bald inne, was es bedeutet, wenn man vom „akademischen Parkettboden“ und von der „dornenvollen akademischen Karriere“ spricht. Nicht sowohl Wissen und Fleiß als soziale Fähigkeit und sozialen Eifer verlangt man von ihm. Schreibt er viel, so ist's der Fakultät zuviel, schreibt er wenig, so vermisst man wissenschaftliche Strebbarkeit. Liest er viel, so darf nach ihrer Meinung der akademische Lehrer nicht bloß pädagogisch thätig sein, liest er wenig, so scheint es ihm an pädagogischer Befähigung zu gebrechen. Hat er viele Zuhörer, so klagt man, er lese nur für die Masse, hat er wenig, so kann man „mit Bedauern bei ihm keine akademischen Erfolge konstatiren.“

Sehr lesenswert und durchaus wohlbegründet ist, was der Verfasser über Berufungen und Scheinberufungen sagt. Der Ruf, der an den Dozenten von auswärts ergeht, ist heute so wichtig, daß an manchen Hochschulen für jüngere

Lehrer überhaupt nichts geschieht, wenn sie keinen solchen Ruf vorzuweisen haben, und so setzt man sich in diesem Falle einen in Szene. Von den wirklichen Berufungen aber weist unsre Schrift nach, daß sie ohne aktuelle Mitwirkung eines einflußreichen Lehrers, Verwandten oder Freundes heutzutage garnicht mehr möglich sind. Mächtige Männer — wir brauchen sie Kennern des Universitätslebens nicht zu nennen — haben jahrelang fast alle Professuren Deutschlands besetzt, einflußreiche Väter haben ihre unbedeutenden Söhne in die Fakultäten hineingeschmuggelt oder ihren Schwieger söhnen zu vorteilhaften Stellen verholfen, auch existiren Fakultäten, in denen immer ein guter Freund den andern nach sich gezogen hat. „Unter dreißig Berufungen giebt es heute kaum eine, die aus rein sachlichen Motiven und ohne persönliche Beziehungen erfolgt,“ behauptet unsre Schrift, und wer wollte das Übertreibung nennen?

Wir pflichten dem Verfasser bei, wenn er zu dem Schlusse gelangt, das heutige Berufungssystem habe sich überlebt und sei ehemals vielleicht vortrefflich gewesen, jetzt aber zu einer Gefahr geworden, und wir finden die Vorschläge, die er zu einer Reform macht, mindestens diskutabel. Nur die Macht einer vernünftigen Regierung wird den akademischen Unfug auszrotten können, der die deutsche Solidität an unsern Hochschulen zu untergraben begonnen hat. Und wie soll diese Macht verfahren? Unsre Schrift antwortet: „Der Ministerialrat, der die Avancements und die Berufungen im Kultusministerium besorgt, soll mit einem Referenten, den die Fakultät aus ihrem Schoße wählt, und mit zwei andern Experten, deren einen der Minister aus einer praktischen Stellung und deren andern die Fakultät aus einer verwandten Fakultät oder auch aus praktischer Stellung auswählt, zu einer Kommission zusammentreten, die sich auf drei Vorzuschlagende einigt, welche dann der Fakultät zur Begutachtung übergeben werden. Die letztere darf ohne zwingende Gründe von dieser Auswahl nicht abgehen, auch nur unter sorgfältigster sachlicher Motivirung von der Reihenfolge, welche die Kommission vorschlägt, abweichen. Die Regierung bewerkstelligt alsdann die Ernennung dessen, der ihr der beste zu sein scheint. In der Kommission hat sie bei Stimmengleichheit die Entscheidung. Die Senate sollen naturgemäß von den Berufungsangelegenheiten vollständig befreit werden. Bei Avancements an der gleichen Hochschule kann der Minister sein Recht aufgeben und der Fakultät die Entscheidung über den Vorschlag überlassen. Liegt aber der Verdacht nahe, daß ein Dozent von der eignen Fakultät unterdrückt werde, so soll der Minister eine andre Fakultät um ein Gutachten ersuchen oder auch vom Dozenten selbst ein Memorandum einfordern, was ihm oft einen klareren Einblick in die wirklichen Verhältnisse gewähren wird als das Gutachten der Fakultät. Besonders soll der Minister in allen Fällen, wo ein bekannter tüchtiger Gelehrter an der eignen Fakultät nicht vorwärts kommt, weil diese es aus kleinlichen Gründen nicht zuläßt, sofort von einem andern Kollegium ein Gutachten einziehen und darnach ohne Berücksichtigung der Fakultät verfahren.“

Diese Vorschläge scheinen uns ebenso zweckmäßig als billig und maßvoll zu sein. Jedenfalls sollten die Regierungen bei den Avancements und den Berufungen mehr Vertrauen genießen, weil sie viel weniger interessirt, also unparteiischer sein werden und mehr Einfluß besitzen, weil die Universitäten thatsächlich schon längst nicht mehr republikanische Gemeinwesen, sondern Staatsinstitute sind wie andre Schulen, nur gehoben und geläutert durch die Freiheit der Wissenschaft. Eine kräftige Regierung wird die Wettern- und Interessenwirtschaft, die an vielen Hochschulen herrscht, und die mit jener Freiheit in schroffem Widerspruche steht, bald beseitigen, mindestens sehr einschränken können. Eine solche Regierung wird ferner verhüten können, daß Fakultäten und Senate das Wohl der Hochschule für gut gesichert ansehen, wenn die Ordinarien reichliche Gehalte und infolge von Zwangsvorlesungen und dauernder Stellung in den Prüfungskommissionen viele Zuhörer und mit diesen Honorar in Fülle haben. Ferner würde es, wenn man die Vorschläge unsrer Schrift beachtete und verwirklichte, nicht mehr vorkommen, daß ein einflußreicher Ordinarius einen möglichst unbedeutenden Fachgenossen beruft, um nicht in den Schatten gestellt, nicht durch die Konkurrenz am Beutel gekürzt zu werden, um neben dem neuen kleinen Dichte das große zu bleiben, als welches er bisher galt. Es würde sodann verhindert werden, daß der Vorschlag Sachverständiger durchfällt, weil ein energischer und damit mächtiger Kollege derselben Fakultät, der aber kein Sachverständiger ist, aus persönlichen Gründen einen andern wünscht, und die schwächern und schüchternen Mitglieder sich fügen. Die Scheinberufungen würden unmöglich gemacht werden. Die Regierung würde eher als die Fakultät mit ihrem bekannten Kastengeist Männer in nicht akademischer Stellung, die einer Professur würdig sind, Gerichtsräte z. B., Gymnasiallehrer, Geistliche, herausfinden und anstellen. Was das Aufsrücken der Dozenten betrifft, die sich habilitirt und eine Zeit lang auf dem Katheder gewirkt haben, so sollen dieselben nach dem Verfasser zwar nicht von selbst avanciren wie der Fährndrich und der Referendar; wohl aber verlangt er, daß der Dozent, der als Lehrer und Schriftsteller Erfolg aufzuweisen hat, von Rechtswegen befördert werde, sodas sein Aufsrücken nicht auf persönliche Gründe hin, nicht durch die Ränke neidischer oder sonst bössartiger Ordinarien hintertrieben werden kann, und schließlich empfiehlt er, den Extraordinarien einen Gehalt aus Staatsmitteln zu geben, der sie vor Sorgen sichergestellt und sie vor dem Loose bewahrt, ihre intellektuelle Elastizität und Schöpferkraft zu verlieren, mit oberflächlichen Arbeiten für den Büchermarkt ihren Unterhalt verdienen zu müssen und so am Ende um des lieben Brotes willen geistig zu verkommen.

Wir empfehlen die Schrift unsers Anonymus nochmals angelegentlich. Nur auf den von ihr gezeigten oder ähnlichen Wegen ist ein Fortschritt der deutschen Universitäten möglich, die von allen heute existirenden Instituten am meisten und deutlichsten die Spuren des sonst überall beseitigten und überholten Mittelalters an sich tragen. Mögen die Vorschläge, die der Verfasser so überzeugend begründet und gerechtfertigt hat, nicht fromme Wünsche bleiben, und möge man bald Abhilfe schaffen. Das Unwesen, dem zu steuern ist, hat schon zu lange an unsern Hochschulen gewuchert und gefressen, und es ist hohe Zeit, den Gefahren, mit denen es weiter droht, einen tüchtigen Damm vorzubauen.

